

## Liebe Leserinnen und Leser,

Thema dieses Heftes ist die Übertragung im Plural, also geht es um Übertragungen mit einem Schwerpunkt bei den Übertragungen im Feld der Ausbildung.

Dem Begriff »Übertragung« liegt die nicht unbedingt naheliegende Überlegung zugrunde, dass, wenn ein anderer mich adressiert, ein anderer als ich gemeint sein könnte. Freud, so spekulierte in den 1970er-Jahren, noch bevor die Psychoanalyse in Freiburg als DPV-Ableger und als Lehrstuhl universitär institutionalisiert war, der Psychiater Hans Göppert, der als Ordinarius an der Freiburger Universitätsklinik für Psychiatrie Vorlesungen zur Psychoanalyse hielt und im Keller der Röntgenabteilung mit uns angehenden Psychiatern Fälle besprach – ein wilder Psychoanalytiker also, der uns einen ersten psychoanalytischen Blick auf unsere Patienten ermöglichte –, nur Freud also sei fähig gewesen, die Übertragung zu entdecken, weil er der erstgeborene, über alles geliebte Sohn einer jungen Mutter und eines um vieles älteren Vaters war; denn, so gab uns Göppert zu bedenken, der Sohn – unbestrittener Liebling seiner Mutter – sieht den Blick der Mutter, die ihm so viel näher erscheint als sie es dem alten Vater ist, auf sich gerichtet, erschrickt zutiefst ob der Intensität des Begehrens, des ihren wie des seinen, denkt erschrocken, sie kann doch nicht mich meinen, blickt sich hilfeschend um, leitet den Blick weiter zum Vater. Deshalb, so Göppert, hätte Freud dann später zu der Überzeugung gelangen können, die Frau suche in der Person des Arztes den Vater, dessen Bild sie auf ihn übertrage, und der Mann suche lebenslang nach dem Erinnerungsbild seiner Mutter, wie es ihn seit den Anfängen seiner Kindheit beherrscht. Den rätselhaften Teil des mütterlichen Blicks, die rätselhafte Botschaft also, könnte man mit Laplanche sagen, die das Kind nicht oder nur zu gut verstand, wurde – folgt man dieser Spekulation – nachträglich übersetzt in eine Sexualtheorie, aus der dann der spezifische Begriff der Übertragung als Dreh- und Angelpunkt der psychoanalytischen Theorie hervorgehen sollte.

Jenseits von diesem spezifischen Phänomen der Übertragung spricht Freud indes immer schon von Übertragungen: »Auf Assoziationen und Übertragungen im Sprachgebiet der Hirnrinde« beruhe »die Sprachfunktion«, schreibt er in seiner Arbeit *Zur Auffassung der Aphasien* (Freud, 1891b, S. 106), womit er, laut Lacan, die metonymische und metaphorische Funktion der Sprache vorwegnimmt (Wegener, 2004, S. 159). Im *Entwurf* (Freud, 1950c) geht es um die Erregungsübertragung zwischen Neuronen, wo es Blockierungen, Umleitungen und Bahnungen der Übertragung gibt, was dann in der *Traumdeutung* (Freud, 1900a) als Übertragungen von einem System auf ein anderes und auch als Über-

tragung auf den Tagesrest weitergeführt werden wird. Um Unbewusstes auf oder in Sprache übertragen zu können, braucht es Transmitter: die Sachvorstellungen bekommen sozusagen ein Codewort angehängt, womit sie passieren können und sprachfähig und damit bewusstseinsfähig werden. Freud befindet sich mit seinen Übertragungen also im Bedeutungskreis dessen, was später in der Neurophysiologie Synapse genannt werden wird. Mit seinen Überlegungen zur Gedankenübertragung nähert er sich dem Phänomen der unbewussten Kommunikation, bei der Seelenzustände von einem zum andern übertragen werden, was in Bions Begriff des Containments, im Bild des »analytischen Dritten« eines Ogden und in der Chimäre eines De M'Uzan sehr viel später Gestalt annehmen wird.

Übertragen wird also zwischen den psychischen Systemen, auf den Tagesrest, es gibt Übertragung auf die Sprache, von einem Menschen auf einen andern; der Leser überträgt auf den Text und wir Herausgeberinnen übertragen unsere Erwartungen und Hoffnungen auf unsere potenziellen Leser.

Von all diesen Bedeutungen ist am Ende vor allem eben jene geblieben, die uns heute geläufig ist: Übertragung als Vorgang, in dem ein Mensch alte, ihm nicht bewusste Gefühle, Affekte, Erwartungen, Wünsche und Befürchtungen unbewusst auf neue soziale Beziehungen überträgt und reaktiviert. Weshalb dieser Vorgang für die psychoanalytische Arbeit so bedeutungsvoll ist, zeigt eine weitere Urszene der Übertragung, die Mai Wegener in ihrer historisch-theoretischen Deutung des *Entwurfs* (Wegener, 2004) entwickelt. Als Freud, so meint sie, die Psychoanalyse erfand und in seinem fieberhaft hingeschriebenen *Entwurf einer Psychologie* (1950c) von den Neuronen und der Erregungsübertragung sprach, sei er bereits auf einem anderen Schauplatz unterwegs, denn Freud adressierte diesen *Entwurf* als Brief an Fließ; damit übertrug er auf Fließ die Hoffnung, dass dieser aus seinem vorläufig Hingeschriebenen, aus seinen Hirngespinnsten, eine Realität machen könne. Damit erfand er gerade nicht eine neurophysiologische Psychologie der Erregungsübertragung, sondern er erfand, wie Mai Wegener überzeugend deutlich macht, den Platz des Analytikers und endete widerstrebend bei der Entdeckung einer Übertragung der ganz anderen Art: den »Herzensangelegenheiten«: »Es ist mir eine Herzensangelegenheit zu sehen, dass Du imstande bist, für meine Vorläufigkeiten die Realia einzusetzen«, schreibt er an Fließ in seinem Brief vom 2. April 1896 (zit. nach Wegener, 2004, S. 196). Das also ist das Potenzial, das in der Übertragung steckt, dass sie den zum Arbeiten bringt, der die Hoffnung auf sein Übertragungsobjekt überträgt, von diesem den realen Gegenwert all seines Dichtens und Trachtens zu bekommen. Die Realisierung. Deshalb konnte die Übertragung, die zunächst widerstrebend als Behandlungshindernis anerkannt werden musste, dann zum Motor der Kur werden. Wenn sie richtig gehandhabt wird.

»Die Gegenwart von Fließ am anderen Ende des Briefwechsels hat Freud den Raum für seine Unternehmung geöffnet, so konnte er den *Entwurf* aus

Vorläufigkeiten bauen. Die Neuronen sind Freuds ungedeckter Wechsel – und Fließ wird ihn, wie man weiß, nicht decken können. Aber das ist kein Unglück. Dieser Schnitt, über den sich Freuds Texte nie ganz beruhigen, wird konstitutiv gewesen sein. Erst durch ihn konnte die Übertragung selbst ins Feld der Aufmerksamkeit treten. Die Realia der Psychoanalyse bleiben Herzensangelegenheiten« (ebd.).

Das Übertragungsobjekt muss die Realia nicht erfüllen, nur soll es sie nicht zurückweisen, soll sie erkennen und gegebenenfalls deuten.

Wir beginnen unser Heft mit einer Übersichtsarbeit von *Thomas Kurz* und *Katarzyna Swita: Die Übertragung in Theorie und Praxis bei Freud und seinen Schülern*. Diese Arbeit ist als Einführung entstanden für den sogenannten Freitagsszyklus des Züricher Psychoanalytischen Seminars 2017 zum Thema »Übertragung im Blick verschiedener psychoanalytischer Schulen«. Zunächst wird die Geschichte der Konzeptualisierung des Phänomens aufgezeigt und verfolgt, wie nach Freud aus der einen Übertragung vielerlei »Übertragungen« hervorgegangen sind. Es ist das Anliegen der Autoren, eben diese Vielfalt aufzuzeigen und damit der Festlegung auf einen bestimmten Übertragungsbegriff gegenzusteuern. Auf die vielfachen Überlegungen zur Handhabung der Übertragung in der Nachfolge Freuds wird großer Wert gelegt, um auch hier der Anwendung einer einzigen Technik der Übertragungsdeutung andere Möglichkeiten gegenüberzustellen. Wichtig erscheint mir hier ihr Hinweis auf Freuds Überlegung, dass der Wiederholungszwang durch die adäquate Handhabung der Übertragung gebändigt werden könne. Es gelte, den Schreck auszuhalten, der die Wahrnehmung der Übertragung – auf beiden Seiten – begleite, denn mit Freud sehen die Autoren die Übertragung als den Tummelplatz an, auf dem sich der Wiederholungszwang des Patienten austoben dürfe, um uns vorzuführen, was an pathogenen Trieben im Seelenleben des Analysanden sein Wesen treibe.

Das Thema von *Manuel Horlacher* ist die *Krise in der Übertragungs-Gegenübertragungs-Bewegung und der begleitende Über-Ich-Konflikt des Analytikers*. Man könnte von einem Kreuzfeuer aus Übertragungen sprechen, in das ein Kandidat gerät, der seinen Abschluss mit einer Fallvorstellung vor einer Prüfungskommission machen will. Zur Übertragung seines Patienten kommen seine Übertragungen hinzu, die er seinerseits aussendet auf seine Ausbildung, auf die Lehrer, denen er seinen »Fall« vorstellen will, auf seine Prüfungskommission, was alles zusammen in seine Gegenübertragung in der ja noch laufenden Behandlung einfließt, mit der er wiederum unbewusst auf die Übertragung seines Patienten reagiert, und möglicherweise wird dann, wie in diesem Fall exemplarisch aufgezeigt, ein Über-Ich-Konflikt reaktualisiert, der die Handhabung der Übertragung kontaminiert, ja, diese durch Kurzschluss aller Anforderungen auf ein Ideal hin verunmöglichen kann. In diesem Fall droht das berechtigte Anliegen des Patienten, das sich im Wunsch nach einer Fre-

quenzminderung äußert, an der Idealforderung der Hochfrequenz, die einer unerbittlichen Prüfungskommission angelastet wird, nicht mehr gehört werden zu können. Durch Supervision vom Spuk befreit, vermag der beschriebene Kandidat wieder zu denken und zu überlegen, was sein Anteil, aber auch, was der Anteil der Institution an diesem Geschehen sein könnte.

In seinem *Ko-Referat zum Vortrag von Manuel Horlacher* geht Waldemar Domme der fragilen Identität des werdenden Analytikers nach und fragt nach der Beschämungstoleranz und nach dem Unterschied von Patient und Lehranalytand, will klären, was den einen vom andern unterscheidet. Er benennt die Gefahr einer melancholischen Identifizierung, wenn Trennung und Trauer, d. h. die sogenannte Rücknahme der Übertragungen und damit die Entzauberung des Analyseideals, am Ende der Lehranalyse ausbleiben. Vielleicht könnte man fragen, ob alles leichter wäre, wenn der Lehranalytand zeitweise auch Patient sein dürfte und dies nicht nur heimlich und verschwiegen und beschämt geschähe, sondern sogar legalisiert werden könnte durch eine zeitweise Inanspruchnahme der Richtlinien-therapie. Interessanterweise spricht der Autor von spezifischen Schwellensituationen in der Ausbildung und – mit einem Ausdruck Freuds – von einem Zwischenreich, in dem der Kandidat seinem Analytiker begegnet, oft noch während, sicher aber nach Abschluss seiner Analyse, anders als dies für einen Patienten gilt.

Im nächsten Text, *Erika Kittler: Der Psychoanalytiker, die Fehler und die Lehranalyse*, stellt die Autorin die Frage, wie ein Werden zum Analytiker, was ja eigentlich eine Einübung in Unsicherheit darstellt, sich mit der erwarteten Sicherheit einer Ausbildung, einer Absicherung durch Erwerb des Zugangs zur kassenfinanzierten Richtlinien-therapie verträgt und wie das »identitäre Schwanken«, das nötig ist, um sich regressiven Prozessen auszusetzen, wie etwa den Momenten einer Depersonalisierung oder einer momentanen fremd-seelischen Aneignung, sich mit der angestrebten Sicherheit einer analytischen Identität verträgt. Fehler würden immer dann auftauchen, wenn versucht wird, dieses Spannungsfeld abzudichten oder kurzzuschließen. Der Wunsch, Analytiker zu werden, wird als Symptom erachtet, das einen möglichen Kandidaten zur Lehranalyse führt, wo eben dieser Wunsch im Reigen all seiner neurotischen, perversen und psychotischen Abkömmlinge bearbeitet werden könnte, um sich letztendlich für oder gegen den Beruf des Analytikers entscheiden zu können. Ein Fehler wäre es dann, die Lehranalyse von vornherein »nur« als Ausbildung zu verbuchen und der Lehranalytand es sich ebenso wenig erlauben dürfte, krank zu sein, wie sein Lehranalytiker ihm dies zugestehen dürfte. Es hat sich seitens der Kandidaten die Ausdrucksweise eingebürgert, »in meiner Lehranalyse bei meinem Lehranalytiker« habe er dies oder jenes »gelernt«. Keiner spricht noch, wie einst, einfach von seiner Analyse, mit der er, nicht anders als seine Patienten, seine liebe Not hat. Müsste sonst nicht, wie schon erwähnt,

sogar der Anspruch auf zeitweise Kassenfinanzierung gelten? Da könnte der potenzielle Analytiker an eigenem Leib und mit eigener Seele die Vorteile und Nachteile dieses Systems erfahren, das er doch für alle seine Ausbildungsfälle in Anwendung bringen muss. Das aber führte nur in die Aporien der Verquickung der Regelsysteme unterschiedlicher Ausbildungsgänge und der oft unvereinbaren Sichtweisen dessen, was analytische Psychotherapie bzw. Analyse zu sein hätte. Die der »neuen Freiheit« innewohnenden Fehlermöglichkeiten, die durch die von der IPA 2017 initiierte Freigabe des Eitingon-Modells entstanden sind, werden ebenfalls erwähnt.

Von Ferenczi lässt sich die Autorin *Eveline List* leiten beim Nachdenken über die *Angst vor der Wahrheit: Verwirrungen »traumatisierter« Analytiker* – Ferenczi, der keinen prinzipiellen Unterschied zwischen therapeutischer und Lehranalyse gelten lassen wollte. Letztere müsse sogar tiefer gehen als erstere, könnte auch länger dauern, um unbewussten Verführungen und Nötigungen auf die Spur zu kommen, weil diese »im Stillen« des analytischen Ausbildungsgeschehens vor sich gingen. Sie vermittelten sich z. B. in der gewohnheitsmäßigen Weitergabe psychoanalytischer Umgangsformen in Bildungsanalysen wie etwa in dem beim Lehranalytiker erfahrenen Umgang mit dem Stundenende. Während im vorigen Text die fehlerhaften Verletzungen des Möglichkeitsraums im Zentrum standen, geht es hier um das latente Gefahrenmoment, den zentralen Sinn des analytischen Prozesses zu verfälschen, wenn »Wahrhaftigkeit und Indifferenz« im Strudel der vom Ausbildungswunsch idealisierten Übertragungen nicht mehr gewährleistet seien. In gemeinsam geteilter Idealisierung entstehe dann der »gelehrte Kandidat«, der so wie Ferenczis »gelehrter Säugling« die traumatische Verletzung in Gedeihen und idealisierende Gefolgschaft verwandle.

In seiner Rezension des Buches von *Fethi Benslama (2013): Psychoanalyse des Islam* hat *Cord Barkhausen* nahezu Unmögliches möglich gemacht: den Lesern das schwer lesbare Buch, das man doch so gerne neugierig verschlingen möchte, zugänglich zu machen. Der in die Irre führende deutsche Titel müsste nach dem französischen Wortlaut heißen: Die Psychoanalyse auf dem Prüfstand des Islam, oder: Was die Psychoanalyse zum Islam zu sagen hätte. Es geht darin um die vielfachen Übertragungen, die die Menschen auf ihren in den Himmel projizierten Gott machen und unterhalten; in diesem Fall auf einen Gott, der kein zürnender oder wohlwollender Vatergott ist, sondern ein ferner Gott, der sich entzieht und zu dem darüber hinaus nur die Frau eine direkte Verbindung hat. Nicht nur ihr Begehren ist unendlich, sondern auch ihre Macht, denn sie bringt die Sprache in die Welt. Scheherazad erzählt und transformiert durch ihre Worte das tödliche Agieren ihres Mannes in Geschichten. Angesichts einer solch gefährlichen weiblichen Macht ist der Platz des Mannes bedroht und muss durch eine kontinuierliche Regulierung weiblicher Kraft gehalten werden. In

diesem Feld eines gottfernen Mannes, der sich aus der Abgrenzung zur Frau und nicht aus der Anlehnung an einen Gott definiert, der seine Vaterfunktion erst noch sucht, und einer Sprache, die über die Frau wirkt, hat die Psychoanalyse dann doch etwas zu sagen, auch wenn der Ödipuskomplex mit seinem zentralen Begriff des symbolischen Vaters nicht ohne Weiteres übertragen werden kann.

Mit Freud gesprochen, projizieren wir unsere Götter in den Himmel, um auf sie übertragen zu können, was wir von unseren Nebenmenschen erwarten, aber nicht bekommen: vor allem den Wunsch nach Erlösung, nach dem Ideal und der Befreiung von Schuld und Differenz.

Was, wenn dieser Tummelplatz der Übertragung ausgeschaltet, nicht respektiert oder gar dem Menschen genommen wird?

Freiburg, 22. Februar 2019

Erika Kittler

### *Literatur*

Freud, S. (1891b): *Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

– (1950c): *Entwurf einer Psychologie*. GW Nachtr., 375–486.

– (1985c): *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904*, hg. v. Masson, J. M. Frankfurt am Main: Fischer.

Wegener, M. (2004): *Neuronen und Neurosen. Der psychische Apparat bei Freud und Lacan*. Ein historisch-theoretischer Versuch zu Freuds *Entwurf* von 1895. München, Paderborn: Fink.